

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 5 (1929)
Heft: 7

Artikel: Bosshard
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BOSSHARD

NOVELLE von EMIL SCHIBLI

(Nachdruck verboten)

Eines Morgens ging Boshard mit seinen Schülern an den Fluß, um zu baden. Die Julisonne brannte herab, bräunte die Haut und reifte das Korn. Ueber dem Boden zitterte die Luft, so heiß war es. Sankt Ursus, am Ende der weiten grünen Ebene schien zu schlafen, lag weiß wie eine Wüstenstadt im Sommerglanz. Nach Norden zu dehnte sich, friedlich wie ein hingestreckter Hund, der lange, waldige Berg. Weiße Wolken ballten sich über seinem Rücken, quollen gewaltig aufgetürmt in die Bläue hinauf.

Die Buben lärmten und lachten an der Uferhalde. Ab und zu hörte Boshard, wie einer ins Wasser sprang. Er selbst hatte sich einstweilen etwas abseits von ihnen ins Gras gelegt, bäuchlings, mit aufgestütztem Kopf an einem Grashalm kauend. Nach einer Weile erhob sich Boshard und ging auch zu den Knaben hinüber.

Das Wasser zog ruhig und langsam dahin. Boshard suchte eine geeignete Stelle und sprang kopfüber hinein. Er schwamm, auf dem Rücken liegend, mit lässigen Bewegungen umher, drehte sich jetzt, griff kräftig aus und stieg bald ans jenseitige Ufer.

Die guten Schwimmer unter den Knaben kamen auch herüber. Sie streiften, Lehrer und Schüler, eine Weile zwischen den Ufergebüsch hin, warfen sich dann plötzlich jauchzend wieder ins Wasser und schwammen um die Wette zu den Zurückgebliebenen hin. Boshard ging zu seinen Kleidern, zog einen Frankan aus einer Hosentasche, schenkte ihn den Knaben und schickte zwei ins nächste Dörflein, Brot dafür zu kaufen.

Er selbst legte sich wieder ins Gras, rauchte eine Zigarette und ließ sich von der Sonne braten. Nebenbei beobachtete er die Knaben. Er sah sie hier gänzlich verändert. Sie waren gleichsam wie ungezähmte Vögel, die man in einem Käfig gefangen hält und

dann in einer plötzlichen Anwendung von Mitleid oder Großmut wieder fliegen läßt.

Sie sangen und piffen.

Und Boshard stellte fest, daß auch der Ausdruck ihrer Augen hier anders war. Alles Tückische, Boshafte und Lauernde, das Giftige, das in der Schulstube so gerne und bald in ihnen glimmte, züngelte und bisweilen auch jäh wie eine Stiefelflamme empor schoß, all dieses Böse war jetzt verschwunden. War der Mensch, seiner Natur nach, doch gut? Hatte Rousseau, der behauptet hatte, daß nur die Zivilisation den Menschen verdirbt, doch recht? Es schien so.

Auf dem Heimwege dann, als sie über heißen, rissigen Ackerboden gingen, gingen ein paar von den Knaben Mäuse mit der bloßen Hand. Es fiel ihnen nicht schwer, einige zu erwischen, denn es war ein Mäusejahr. Die Mäuse wurden heuer zur Landplage. Sie fraßen das Getreide, zerstörten die Kartoffeln, richteten am Ertrage der Felder großen Schaden an. Man mußte sie deshalb totschiessen, überall wo man ihrer habhaft werden konnte.

Ihrer drei waren schon gefangen. Die Knaben trugen sie in den Händen. Ich will sie machen lassen, dachte Boshard. Mich wundert, was sie tun werden. Er sah, daß ihre Augen sich verändert hatten. Er sah Mordlust in den kleinen, grauen und braunen Sternen schweben.

Nach einer Weile kam die Schar in die Nähe eines träge fließenden Bächleins. Den einen der Mäusejäger hatte das in die Höhlung der Hand eingeklemmte Tierchen wacker gebissen. Er ließ es mit einem Schmerzenslaut fahren. Und das Mäuschen rannte, rannte um sein Leben. Da tat der Gebissene, von Mordgier und Wut trunken, ein paar Sprünge, erwischte die Entflohene am Schwanz, als sie mit

dem Leibe schon geborgen in einem Erdloch steckte, zog sie rücklings heraus und zertrat sie zu Brei.

Die beiden anderen warfen ihre Mäuse ins Wasser hinein. Die eine konnte ans Ufer schwimmen und entkommen. Auch die andere Maus ruderte in Todesängsten ans Land. Aber jetzt gaben die Knaben besser acht, ließen die Maus nahe herankommen und stießen sie dann immer wieder mit den Füßen oder Händen ins Wasser zurück. Das arme Tierchen ergab sich dennoch nicht in sein Los, noch einmal und noch einmal versuchte es den Bort zu gewinnen. Aber seine Bewegungen wurden matter und matter, setzten aus, versuchten mit letzter verzweifelter Kraft noch einmal, den Leib über Wasser zu halten. Endlich hörte es zu schwimmen auf, und der Kopf sank hinunter in das tödliche Element. Und noch einmal, von Todesgrauen gepackt, begann die Maus zu schwimmen und kam dem Ufer nahe.

Da griff der Jäger zu und zog sie heraus. Hatte er Erbarmen mit dem fast zu Tode gequälten Tierchen? War die Bestie im Menschen befriedigt?

Der Knabe hielt die Maus in der offenen flachen Hand. Ihre Flanken wogten, die kleine Lunge rang nach Luft, nach Leben. Die dunklen Auglein waren schon halb gebrochen.

Da wollte sie einer wieder ins Wasser werfen.

Aber der sie in der Hand hielt, bog den rasch zugreifenden Arm weg und rief erregt: «Nein, nicht! Sie muß zuerst wieder Luft haben, sonst verreckt sie zu schnell!»

Und er ließ das Mäuschen liegen und atmen und sich erholen und erst, als es einen Versuch machte, zu entfliehen, lachte er und warf es wieder ins Wasser zurück, und alle Knaben schauten gierig zu, wie das arme kleine Geschöpf von neuem um sein Leben kämpfte, wie das Wasser es endlich ersäuften



Baumwunder in Madura. Dieser Riesen-Banyanbaum, der mit seinen Zweigen Hunderte von Quadratmeter bedeckt, hat über 200 Stämme



und wie der kleine leblose Körper auf den Grund sank.

Keiner zeigte eine Spur von Mitleid oder Grausen. Boßhard hatte wortlos zugesehen. O, es war scheußlich, gewiß, und Zorn und Weh wühlten in ihm, aber er preßte die Lippen zusammen und sagte kein Wort. Was hätte es auch genützt? Er sah ja nun vor sich, wie viel seine Ermahnungen, sein Ansporn, gütig und menschenwürdig zu sein, gefruchtet hatten. Freilich, er hätte dem Uebeltäter ein paar saftige Ohrfeigen geben können. Mit dem Erfolge, daß er ein nächstes Mal, wenn der Lehrer nicht dabei war, eine Maus um so grausamer folterte, sich an ihr für die erhaltenen Ohrfeigen rächte. Nein, damit war nicht geholfen. Wenn das eigene Herz sich nicht empörte, wenn alle diese Knaben ihrem Kameraden lachend und eifrig bei seiner Schandtats zusahen, was wollte er denn da Barmherzigkeit befehlen?

Und darum sagte er kein Wort. Er ersäufte nur, als schätzbare Genugtuung für die tote Maus, die morgenblaue Hoffnung, daß Rousseau vielleicht doch recht habe, auch in dem Bächlein.

Hierauf versuchte er, hart zu werden. Das ist eben das Leben, sagte er sich. Ja, so und nicht anders ist es! Jedenfalls so, wie eine in Seide eingesponnene, wohlgepflegte und wohltemperierte Großmutter es ihren Enkelkindern erzählt, ist das Leben nicht. So märchenschön und rein und gut ist es leider nicht. Nein, das allgemeine, gärende, Säfte treibende, den Zarten und Blumenhaften Dung und Nährboden seiende Leben ist für uns andere, für die vielen, gemein, roh und barbarisch, ist Kampf von einer Grausamkeit, von der sich die Großmütter im Seidenkleid nicht träumen lassen.

Ah, Boßhard war wieder einmal wild! Chaosgelüste erfüllten ihn. Zerschlagen, zerstören, zerstampfen hätte er jetzt mögen! Vernichten diese miserable Welt! Kommt mir nicht noch einmal mit eurem schon allzulange aufgewärmten und abgeschmackten christlichen Schwindel, ihr Heuchler! Ich habe genug, weiß, woran ich bin. Seid, wenn ihr nicht anders sein könnt, wenigstens ehrlich und bekennt euch zum Reiche des Teufels! — — —

Erst gegen Abend, als Boßhard allein seinen täglichen Spaziergang am Waldrand machte, verebbte der Sturm in seinem Innern.

Vom letzten Sonnenlicht überschimmert, lag das weite schöne Land vor ihm, bis zu den Schneebergen hin, die glutend in den zartvioletten Himmel aufragten.

Wundervoll ist die Welt jetzt, dachte Boßhard ergriffen. Hänge ich nicht mit allen Fasern meiner Seele an dieser Erde? O wie liebe ich das Leben — wie fürchte ich den Tod! Bedingt die Lust das Grausen? Zeigst du mir, rätselhaftes Sein, darum dein doppeltes Gesicht?

Die Mondscheinsonate

Novelle von Marie Luise Becker

Es war ein stiller, schwerer Sommerabend voll Seelensehnsucht und blassem, gelbem Mondlicht. Beethoven war in Wien, seine Freunde hatten die Stadt schon verlassen, um der Sonnenglut zu entfliehen. Seine Wohnung war dumpf und ungemütlich, das Essen nicht frisch und nicht schmackhaft. Niemand betraute ihn, niemand kümmerte sich um sein Wohlergehen. Und niemand ahnte, wie, einer wachen, gierigen Pantherkatze gleich, die Angst saß um sein unerbittlich wachsendes Gehörleiden, das ihn aus seiner Laufbahn reißen wollte.

«Warum schaffe ich denn noch, warum klebe ich noch am Dasein?» brütete er vor sich hin. «Für wen ist all dies Ringen, Entbehren, Mirselbstabtrotzen? Für diese Menschen, die doch keine Ahnung haben von meiner Musik? Ach, alle glühende Liebe in mir, alles Sehnen meiner Künstlerseele, alle Zärtlichkeit meines Herzens vergrößert und vertieft ja nur die qualvolle Verlassenheit und Vereinsamung! Wo ist der Mensch, dem meine Musik ein Glück, eine Seelengabe wäre?!»

Dorfpartie in Zuoz

Phot. J. Feuerstein